

# Ars und Scientia im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit

Ergebnisse interdisziplinärer Forschung

Georg Wieland zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von  
Cora Dietl und Dörte Helschinger

Sonderdruck

A. Francke Verlag Tübingen und Basel 2002

Burghart Wachinger

## Wissen und Wissenschaft als Faszinosum für Laien im Mittelalter

Im Rahmen des Graduiertenkollegs *Ars und scientia* obliegt es den Philologen der Volkssprachen, die Ausstrahlung der Wissenschaftsdiskurse auf die Laiengesellschaft zu verfolgen. Dazu gehören auch die Einstellungen der Wissenden zu einer Verbreitung ihres Wissens, ihre Impulse, Absichten und Bedenken, ebenso aber auch die Einstellungen der Laien zu Wissen und Wissenschaft, ihr Hunger nach Wissen und ihr durchaus ambivalentes Fasziniertsein von Wissenschaft. Die folgende Skizze versucht, den Prozeß der Vermittlung von Wissen und Wissenschaft im Mittelalter unter solchen Aspekten ins Auge zu fassen. Sie beschränkt sich auf den deutschsprachigen Bereich, in der Romania scheint die Kluft zwischen Klerikern und Laien schon früh kleiner gewesen zu sein.

Der Hunger der Laien nach Wissen umfaßte grundsätzlich alle Wissensgebiete. Wo aber Laien über Wissenschaft reflektierten, stellten offenbar nicht Jura und Medizin, sondern *Artes* und Theologie das eigentliche Faszinosum dar. Heilkunde und Recht waren für die Laien von eminenter lebenspraktischer Bedeutung, und es kam auch in diesen Bereichen zu einer intensiven Rezeption universitären Wissens. Aber die Dominanz der praktischen Bedürfnisse stellte diese Rezeption unter andere Bedingungen als die Rezeption der *Artes* und der Theologie. Wenn man sich allgemein auf die Wissenschaften bezog, dann in der Regel auf die *Artes* als Wissenssystem. Und wenn, z.B. im Gotteslob, auch die Grenzen menschlichen Wissens zum Thema wurden und man diese Grenzen konkretisieren wollte, dann blickten die volkssprachlichen Dichter mit Vorliebe auf die Kosmologie und auf die Theologie mit ihren schwer verständlichen Aussagen zu Trinität und Inkarnation; denn hier schien man dem Wunder von Gottes Schöpfung und der Unbegreiflichkeit seines Seins und Handelns am nächsten zu kommen. Diesen Wissensrichtungen soll daher hier besonderes Augenmerk gelten.

Wissen für Laien und Wissensreflexion bei Laien im Mittelalter – wer waren diese Laien? Der Begriff des Laien ist heute mehrdeutig, und er war es auch schon im Mittelalter.<sup>1</sup> Die weitaus häufigste und für unser Thema

<sup>1</sup> Georg STEER, Zum Begriff ‚Laie‘ in deutscher Dichtung und Prosa des Mittelalters, in: Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Sym-

wichtigste Bedeutung von *leie* aber ist *illitteratus*. Seiner Grundbedeutung nach war *illitteratus* derjenige, der weder lesen noch schreiben kann, und das hieß auch, der kein Latein versteht. Aber so einfach war die Opposition von früh an nicht. Es gab Leute, die wohl etwas Latein sprechen und verstehen konnten, ohne das Lesen und Schreiben sicher zu beherrschen. Und es entwickelte sich eine volkssprachliche Schriftkultur, die sich die Laien in zunehmendem Maße auch ohne den Umweg übers Latein aneignen konnten. Zwischen den stumpfen oder auch pfißigen Analphabeten und dem in der internationalen Gesellschaft der *litterati* angesehenen Gelehrten ist ein breites Spektrum von halbschriftlichen und schriftlichen, volkssprachlichen und lateinischen Bildungsniveaus und Bildungsausrichtungen anzusetzen.

Aus diesem Spektrum kommen als Rezipienten und teilweise auch Auftragneher deutschsprachiger Bildungsliteratur vor allem jene Schichten und Gruppen in Frage, die man im Spätmittelalter, als man sich der Notwendigkeit einer Differenzierung bewußt wurde, gelegentlich als *kluge* oder *vernunftige* oder *verstandene leien* bezeichnet hat,<sup>2</sup> Laien also, die kein oder wenig Latein verstanden, die aber doch an dem in der lateinischen Welt transportierten und diskutierten Wissen Anteil nehmen wollten und dazu durch volkssprachliche Lesefähigkeit und eine gewisse intellektuelle Schulung auch durchaus in der Lage waren. Im Adel und in der städtischen Oberschicht ist der Anteil derartiger Personen im späteren Mittelalter zweifellos beträchtlich gewesen. Gewiß darf man auch die Insassen der Frauenklöster und seit Ende des 14. Jahrhunderts auch die Laienbrüder der Männerklöster<sup>3</sup> zum Rezipientenkreis volkssprachlicher Bildungsliteratur zählen. Wieweit allerdings gerade sie über ihre Frömmigkeitsbildung hinaus an Wissen und Wissenschaft interessiert waren, wäre zu prüfen.

Für diese *verstandene leien* also haben Kleriker eine Fülle von volkssprachlichen Texten verfaßt, die lateinisches Wissen vermitteln. Selbstverständlich dominiert vom Beginn des deutschsprachigen Schrifttums im 9. Jahrhundert an das Glaubenswissen, allen voran Evangelien und Katechismus. Geschichtswissen und praktisch verwertbare Kenntnisse kommen bald dazu. Enzyklopädisches Weltwissen von eigenem Interesse, wenn auch

position Wolfenbüttel 1981. Hg. v. Ludger Grenzmann/Karl Stackmann, Stuttgart 1984, 764–768.

<sup>2</sup> Georg STEER, Der Laie als Anreger und Adressat deutscher Prosaliteratur im 14. Jahrhundert, in: Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts. Dubliner Colloquium 1981. Hg. v. Walter Haug u. a., Heidelberg 1983, 354–367, bes. 360.

<sup>3</sup> Klaus SCHREINER, Gebildete Analphabeten? Spätmittelalterliche Laienbrüder als Leser und Schreiber wissensvermittelnder und frömmigkeitsbildender Literatur, in: Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hg. v. Horst Brunner/Norbert Richard Wolf, Wiesbaden 1993, 296–327.

anfangs noch an Gottes Schöpfungsakt gebunden, vermittelt im 11. Jahrhundert das nur fragmentarisch erhaltene Gedicht *Merigarto*, eine Beschreibung verschiedener Meere und kurioser Gewässer, stellenweise in Anlehnung an Isidors *Etymologiae*.<sup>4</sup> Es bleibt freilich in seiner Zeit vereinzelt. Eine zunächst noch recht schmale Tradition eigenständiger Wissensliteratur in deutscher Sprache setzt erst mit dem *Lucidarius* ein, der Ende des 12. Jahrhunderts entstanden ist. Diese Prosaenzyklopädie nach Honorius Augustodunensis, Wilhelm von Conches und Rupert von Deutz ist ein primär geistlich-theologisches Wissenskompendium, das dem Laien so viel Wissen, wie er nur eben zu fassen vermag, vermitteln möchte; denn *swez der mensche nith enweis, dez enminnet er ouch nith* – Wissen ist Voraussetzung der Gottesliebe.<sup>5</sup> Das Werk informiert aber in seinem geistlichen Rahmen auch ausführlich über Kosmologie, Geographie und Meteorologie und vieles andere. Der *Lucidarius* hatte einen ungeheuren Erfolg bis ins 17. Jahrhundert, er gehört z. B. noch zu den Quellen der *Historia von D. Johann Fausten* von 1587.<sup>6</sup> In dieser Spätzeit war er allerdings durch Überarbeitung und Kürzung, aber auch dadurch, daß aktuellere und speziellere Werke in der Volkssprache verfügbar waren, zu einem trivialen Volksbuch verkommen. Zur Zeit seiner Entstehung jedoch war dieses Werk ein Zeugnis für die wache Intellektualität seines Auftraggebers<sup>7</sup> – ob dieser Heinrich der Löwe war, ist heute zumindest unsicher geworden.<sup>8</sup>

Im Spektrum der deutschsprachigen Literatur um 1200 war die Wissensprosa des *Lucidarius* allerdings noch ein bemerkenswerter Sonderfall. Denn von der Mitte des 12. bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts domi-

<sup>4</sup> Text, Übersetzung und Kommentar in: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland. Hg. v. Walter HAUG/Benedikt Konrad VOLLMANN, Frankfurt a. M. 1991, 648–661 und 1449–1454.

<sup>5</sup> Der deutsche *Lucidarius*, Bd. 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Hg. v. Dagmar GOTTSCHALL/Georg STEER, Tübingen 1994; Bd. 2; Kommentar v. Marlies HAMM im Druck. Zitat II.2 zu Beginn des 2. Buchs, das von der Erlösung und vom kirchlichen Leben handelt.

<sup>6</sup> Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Hg. v. Jan-Dirk MÜLLER, Frankfurt a. M. 1990, 1327.

<sup>7</sup> Loris STURLESE, Philosophie im deutschen *Lucidarius*? Zur Vermittlung philosophischer und naturwissenschaftlicher Lehre im deutschen Hochmittelalter, in: PBB 114 (1992), 249–277.

<sup>8</sup> Zur Diskussion um die Frage des Auftraggebers siehe vor allem Georg STEER, Der deutsche *Lucidarius* – ein Auftragswerk Heinrichs des Löwen?, in: DVjs 64 (1990), 1–25; Joachim BUMKE, Heinrich der Löwe und der *Lucidarius*-Prolog, in: DVjs 69 (1995), 603–633; Georg STEER, Der A-Prolog eines mitteldeutschen Bearbeiters des 13. Jahrhunderts. Eine Replik, in: DVjs 69 (1995), 634–665; zuletzt Hans-Joachim ZIEGLER, Literatur am Welfenhof um 1300, in: Encomia-Deutsch. Sonderheft der Deutschen Sektion der ICLS, Tübingen 2000, 61–79, dort 78.

nierte die höfische Versliteratur. In ihr wurden zwar in reichem Maße Elemente aus dem lateinischen Klerikerwissen verarbeitet, aber sie blieben doch einem dezidiert laikal-höfischen Bewußtsein zu- und untergeordnet. Ein herausragendes Beispiel dieses Bewußtseins war Wolfram von Eschenbach (um und nach 1200). Er ist wohl derjenige deutsche Dichter des Mittelalters, der sich am entschiedensten und am selbstbewußtesten als Laie stilisiert hat. Er präsentiert sich seinem Publikum als Ritter, der nicht lesen und schreiben kann: *ine kan decheinen buochstap* (*Parzival* 115,27). Es kann hier nicht um die vieldiskutierte Frage gehen, ob dieser Satz wörtlich zu nehmen ist. Zur Diskussion steht Wolframs Einstellung zu Wissen und Wissenschaft. Als Grundlegung seines Dichtertums lehnt er alles Buchwissen ab: *disiu äventiure vert äne der buoche stiure* (*Parzival* 115,29f.: „diese Erzählung segelt ohne das Steuerruder der Bücher“). Und doch verarbeitet Wolfram im *Parzival* gelehrtes Wissen in einer Fülle wie kaum ein deutscher Dichter vor ihm. Man mag dahinter ein naives, typisch laienhaftes Fasziniertsein von allerlei wißbaren Erstaunlichkeiten vermuten. Aber Wolfram versieht das Wissen doch auch mit wertenden Indices und zeigt so seinen Platz im Ganzen höfischer Menschlichkeit.

Eine positive Wissensfigur ist Parzivals Onkel, der Einsiedler Trevrizent, nach der Mutter und dem höfischen Ritter Gurnemanz der dritte Lehrmeister des Toren Parzival. Er ist, was man in spätmittelalterlicher Terminologie einen *verstanden leien* nennen würde. Er bezeichnet sich ausdrücklich als Laien, und vor seinem frommen Asketenleben war er Ritter gewesen; aber er besitzt und liest Bücher, und er vermag nicht nur Parzival in die Familienzusammenhänge und die Gralsgeheimnisse einzuführen, sondern er kann auch anhand des Kalendariums im Psalter über Jahre hinweg die Zeit berechnen, weiß Bescheid über die Heilsgeschichte einschließlich der heidnischen Propheten Platon und Sibylle, kennt die kosmischen Zusammenhänge des irdischen Wetters – Saturn bringt Kälte – und ist informiert über Drogen, die aus Tierorganen hergestellt werden.

Sehr viel ambivalenter ist die gelehrteste Figur des *Parzival*-Romans dargestellt, die Gralsbotin Cundrie:

- |        |                                                                                                                      |
|--------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 312,20 | alle spräche si wol sprach,<br>lafin, heidensch, franzoys.<br>si was der witze kurtoys,<br>dialeetike und jëometrif. |
| 312,25 | ir wären ouch die liste bif<br>von astronomie.                                                                       |

(Sie beherrschte alle Sprachen, Latein, Arabisch, Französisch, sie war von höfisch gewandtem Geist in Dialektik und Geometrie, und sie verfügte über das Wissen der Astronomie.)

Diese Gelehrsamkeit demonstriert Cundrie bei späterer Gelegenheit, indem sie die arabischen Planetennamen zitiert. Durch das Stichwort *kurtoys* wird diese Gelehrsamkeit als hoffähig charakterisiert. Distanzierende Signale fehlen aber nicht: Sie trägt den Beinamen *la surziere*, die Zauberin, womit ihre heidnische Herkunft und ihre Gelehrsamkeit gleichermaßen verdächtigt werden. Und sie ist von einer grotesken widerhöfischen, ja kaum noch menschlichen Häßlichkeit: eine Hundsnase, zwei spannenlange Eberzähne, lange, zu Zöpfen geflochtene Augenbrauen, behaartes Gesicht, Ohren wie ein Bär usw. Erklärt wird das damit, daß sie aus dem Land Tribalibot stamme, wo die Menschen so seien, weil sie von Adams Töchtern abstammen, die das Gebot ihres Vaters mißachteten und verderbliche Wurzeln aßen, die zu solchem Aussehen der Kinder führten – eine Erklärung für Wundermenschen und Monster übrigens, wie sie sich ähnlich im *Lucidarius* findet.<sup>9</sup> Heidnische Herkunft und Mißgestalt sind sicher keine positiven Indices für die Gelehrsamkeit Cundries, aber sie verdammen sie auch nicht einfach. Als Gralsbotin darf Cundrie eine untergeordnete, aber positive Rolle im Dienste der christlichen Gesellschaft spielen.

Noch deutlicher zeigt sich Wolframs Einstellung zur Wissenschaft in der fiktiven Quellenberufung für das Gralswissen. Ein Heide Flegetanis, der ein Kalb anbetete, obwohl er mütterlicherseits aus dem Geschlecht Salomons stammte, habe als Astronom den Kosmos und seine Einflüsse auf den Mikrokosmos der Menschen erforscht, und er habe in den Sternen vom Gral gelesen, daß ihn Engel auf Erden zurückgelassen hätten und er nun von Christen bewahrt werde. Die arabischen Aufzeichnungen des Flegetanis seien in Toledo in einem vergessenen Buch von dem Christen Kyot gefunden worden. Der habe zu diesem Zweck Arabisch gelernt, allerdings nicht die Zauberei, die er bei dieser Gelegenheit auch hätte lernen können; *ez half daz im der touf was bif* (*Parzival* 453,18: „es war hilfreich, daß er getauft war“). Kyot fand dann in lateinischen Chroniken heraus, wer das Gralsvolk sei. Diese phantastische Story ist nicht nur ein fernes Echo auf den Kontakt christlicher Gelehrsamkeit mit arabischen und jüdischen Traditionen in Spanien und auf die Gerüchte, man könne in Toledo schwarze Magie studieren. Sie zeigt auch sehr präzise die Vorstellungen eines Laien von der Rolle der Wissenschaft. Zum vollen Wissen sind heidnische und jüdische Kenntnisse notwendig. Aber sie müssen aus christlicher Sicht gedeutet und ergänzt werden, wobei Taufe und rechte christliche Einstellung vor den

<sup>9</sup> *Lucidarius* (wie Anm. 5) 1.55.

Gefahren nichtchristlicher Wissenschaft schützen können. All dieses gelehrte Wissen aber zielt innerhalb der Romanhandlung auf die laikaladlige Gralsgesellschaft, und der ganze Roman dient auch mit seinen Gelehrsamkeitsphantasien dem laikaladligen Publikum Wolframs.

Der *Lucidarius* als Wissenstext von Klerikern für adlige Laien, der *Parzival* als Blick eines Laiendichters auf klerikales Wissen und Wissenschaft – in solcher Klarheit kehrt die Opposition wohl im ganzen deutschen Mittelalter nicht wieder. Dennoch hat die Gegenüberstellung der Blickrichtungen aufschließende Kraft auch über die Zeit um 1200 hinaus. Ich skizziere die Haupttendenzen in zwei Entwicklungslinien.

## I.

Nachdem im 13. Jahrhundert der Strom volkssprachlicher Literatur ständig angewachsen war, wobei sich die Versliteratur höfischer Tradition vielfach sehr viel direkter als Wolfram an lateinischem Wissen orientiert hatte und daneben Prosawerke rechtlichen, historischen, medizinischen und vor allem geistlichen Inhalts entstanden waren, kam es im 14. und 15. Jahrhundert zu einer gewaltigen Vermehrung volkssprachlichen Schrifttums in einem „jetzt erst entschieden und breit durchgebrochenen Zwang zur Schriftlichkeit der Laiensprache, zu einer allgemeinen Schriftkultur auf deutsch“.<sup>10</sup> Den allergrößten Teil der jetzt entstehenden Texte könnte man in einem weiten Sinn als Wissensliteratur bezeichnen, und sie antworten offenbar auf ein intensivierte Interesse der Laien an Wissen, vielfach auch an den authentischen Quellen des Wissens. Prosa war jetzt die dominante Form, und sie wurde gelegentlich – wie erstmals schon im *Lucidarius* – in Versprologen damit gerechtfertigt, daß sie die Wahrheit – und das impliziert die lateinisch gedachte und formulierte Wahrheit – genauer wiedergeben könne als Verse. Vielfach handelt es sich geradezu um Übersetzungen. Die Vielfalt der Themen, Zielrichtungen und Niveaus dieser Literatur, die in den letzten Jahrzehnten von der Forschung in gewaltigen Anstrengungen erschlossen wurde, kann hier nicht einmal angedeutet werden. Ich möchte nur auf einige Punkte hinweisen, an denen diese enorme Bemühung um Wissensvermittlung problematisch geworden ist.

<sup>10</sup> Hugo KUHN, Versuch einer Literaturtypologie des deutschen 14. Jahrhunderts, in: ders., Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen 1980, 57–75, dort 59 (zuerst 1969).

Unter den wissenschaftsnahen deutschen Texten des 14. Jahrhunderts, die man als ‚Deutsche Scholastik‘ zusammengefaßt hat,<sup>11</sup> dominieren die theologischen Themen. Aber man interessierte sich auch für anderes. Konrad von Megenberg (1309–1374) wurde nach Jahren des Studierens und Lehrens in Paris Rektor der Wiener Stephansschule und damit Leiter des gesamten Wiener Schulwesens mit Kontakten zum Herzogshof. Mit dieser Position dürfte es zusammenhängen, daß er neben zahlreichen lateinischen Werken, die nur schmal überliefert sind, zwei deutsche naturkundliche Werke verfaßt hat, die sehr viel mehr Verbreitung fanden. Ganz außerordentlich war der Erfolg des *Buchs der Natur* von 1348/50: wir kennen 70 Handschriften, 14 Fragmente, 6 Inkunabeln sowie eine Fülle von Exzerpten und Bearbeitungen einzelner Abschnitte.<sup>12</sup> Dieses Werk ist eine Naturenzyklopädie nach Thomas von Cantimpré mit Ergänzungen nach anderen Quellen. Es handelt von der Natur des Menschen, von Himmel, Planeten, Meteorologie und Elementen, von Tieren, Pflanzen, Edelsteinen und Metallen und in einem Anhang von wunderwirkenden Wassern und von Monstern. Die Fülle des gelehrten Wissens ist beeindruckend und hat sicherlich für Konrad und seine Leser auch einen gewissen Eigenwert. Aber immer wieder werden die berichteten Realien durch moralische und geistliche Deutungen der bloßen *curiositas* entzogen und auf das hin ausgerichtet, was für die christlichen Laien wie für die Prediger, denen das Buch auch dienen will, wirklich nützlich und wichtig ist. In einer späteren zweiten Fassung, die Herzog Rudolf IV. von Österreich gewidmet ist, wird diese geistliche Tendenz noch verstärkt, indem Abschnitte über Gott, die Trinität, die Engel und die Seele vorgeschaltet werden. Zweifellos liegt in der Kombination von farbiger Wissensfülle und geistlichem Bezug der außerordentliche Erfolg des *Buchs der Natur* begründet.

Von ganz anderer Art ist das zweite deutschsprachige naturwissenschaftliche Werk Konrads von Megenberg, die *Deutsche Sphaera*.<sup>13</sup> Es handelt sich um die Bearbeitung eines verbreiteten Lehrbuchs der Astronomie, der *Sphaera mundi* des Johannes de Sacrobosco aus der ersten Hälfte

<sup>11</sup> Georg STEER, Geistliche Prosa, in: Die deutsche Literatur im späten Mittelalter 1250–1370. 2. Teil: Reimpaargedichte, Drama, Prosa. Hg. v. Ingeborg Glier, München 1987, 306–370.

<sup>12</sup> Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg. Hg. v. Franz PFEIFFER, Stuttgart 1861; Konrad von Megenberg, Von der sel. Eine Übertragung aus dem *Liber de proprietatibus rerum* des Bartholomäus Anglicus. Hg. v. Georg STEER, München 1966; Gerold HAYER, Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Untersuchungen zu seiner Text- und Überlieferungsgeschichte, München 1998.

<sup>13</sup> Konrad von Megenberg, Die Deutsche Sphaera. Hg. v. Francis B. BRÉVART, Tübingen 1980.

des 13. Jahrhunderts. Dieses hatte Konrad von Megenberg schon in zwei lateinischen Schriften kommentiert. Die dort angesprochenen Spezialfragen gehen in das deutsche Werk selbstverständlich nur als einfache Sacherklärungen ein, eine gelehrte Diskussion findet in der deutschen Fassung nicht statt. Trotzdem ist diese deutsche Fassung in einem ganz anderen Grade wissenschaftlich als das *Buch der Natur*. Manche Stellen lassen sich unmittelbar vergleichen. Die Etymologie des Planeten Juppiter als *helfvater* (*iuvans pater*) kommt in beiden Werken vor. Aber während im *Buch der Natur* beispielsweise fünfzehn Eigenschaften der Sonne allegorisch auf die Jungfrau Maria gedeutet werden, erklärt die *Deutsche Sphaera* ohne jede moralische oder geistliche Deutung den astronomischen Aufbau des Kosmos und weist u. a., unterstützt durch Zeichnungen, die Kugelgestalt der Erde und die Gründe für Sonnen- und Mondfinsternisse nach. Dabei wird nüchtern festgestellt, daß die Sonnenfinsternis bei Christi Tod nicht auf natürliche Weise zu erklären sei; denn an Ostern sei der Mond voll gewesen, Sonnenfinsternisse aber finden nur bei Neumond statt. Also müsse Gott in den Lauf der Natur eingegriffen haben. Für diese Darlegungen und Beweisführungen dieses Lehrbuchs wird auch die astronomische Terminologie kühn übersetzt: der Horizont heißt *augenender*, der Meridian *mittentager*, die Sphäre *rundengræzze* und die Exzentrizität der Sonnenlaufbahn *auzpunct*. Ein Laie, der dieses Buch verstehen wollte, bedurfte wohl einiger Vorkenntnisse oder der begleitenden Unterweisung durch einen Kenner. Insofern überrascht es nicht, daß die *Deutsche Sphaera* bei weitem nicht den Erfolg hatte wie das *Buch der Natur*. Aber die 10 erhaltenen Handschriften und eine in vier Auflagen gedruckte Bearbeitung des 16. Jahrhunderts bezeugen immerhin, daß es Laien gab, die an solcher rein sachlicher Information über den Kosmos interessiert waren. Konrad von Megenberg war sich übrigens dessen wohl bewußt, daß dieses Werk nicht für jeden Laien geeignet war. Im gereimten Prolog spricht er davon, daß es nicht möglich sei, die Leserschaft entsprechend ihrem geistigen Vermögen zu begrenzen:

20                    *Gib ich den gensen haberkorn,  
Do mischent sich die valken zü;  
Davon wechst mir unrü.  
Gib ich dem adlaren glestē  
Der sunnen, schein der himelveste,  
Da mischent sich die äwlen zü*

25                    *Und rüfent auf mich ‚hü, hü, hü‘,  
Die den sunnenglast nicht sehen  
Und die nacht müssen spehen.*

(Gebe ich den [dummen] Gänsen Haferkörner, dann gesellen sich [scharfsichtige] Falken dazu; daraus erwachsen mir Unannehmlichkeiten. Gebe ich dem Adler das [ihm gemäß *Physiologus*-Tradition zukommende] Gleißer der Sonne, das Licht des Himmelsbaus, dann gesellen sich die Eulen dazu und rufen gegen mich „huh, huh, huh“, sie, die den Sonnenglanz nicht schauen und nur nachts sehen dürfen [oder: zu sehen brauchen?])

Aber, fährt er fort, er wolle ohne solche Rücksichten für Leser mit edlem Sinn (also für einen Geistesadel) schreiben, nicht für solche, die lieber Geschichten von Riesen und Recken hören. Und in diesem Zusammenhang bringt er die einzige geistliche Rechtfertigung seines so nüchtern wissenschaftlichen Lehrbuchs: Wer weiß, wie Gottes Sessel aussieht – und das ist ja der Kosmos –, der ist weise. Flössen alle Gnadenbäche in ihn, dann würde er gern von den Geheimnissen der Trinität reden, die Gott für sich allein behalten hat. So aber bescheide er sich damit, zur Ehre Marias in deutscher Sprache vom Lauf der Himmel zu schreiben.

Andere Kleriker haben sich da weniger zurückgehalten und haben auch anspruchsvolle Darstellungen der Glaubensgeheimnisse in deutscher Sprache zugänglich gemacht, ohne sich etwa vor den Trinitätsspekulationen der mittelalterlichen Theologie mit ihrer schwierigen Begrifflichkeit allzu sehr zurückzuhalten. Zum großen Teil handelt es sich um Übersetzungen von Standardwerken, Kompendien und Abbrivierungen, aber auch diese setzen teilweise begriffliche Schulung voraus. Besonders prekär waren jedoch theologische ‚Originaltexte‘ auf deutsch, allen voran die mystischen Texte Meister Eckharts, später dann auch die scholastischen Glaubensdarstellungen des ‚Meisters des Lehrgesprächs‘. Während die letztgenannten entsprechend wenig verbreitet waren, hatte die oft provokativ formulierte Lehre Eckharts mündlich und schriftlich eine ungeheure Ausstrahlungskraft. Und bei ihr zeigte sich auch die Problematik einer Popularisierung theologischer Spekulation. Kurt RUH hat einige stammelnde Echos bekanntgemacht, die die Faszination zeigen, die von Eckharts Lehre ausging, aber auch das Unvermögen, diese Lehre begrifflich nachzuvollziehen.<sup>14</sup> Man wird auch solche Echos von Laien als Hintergrund des Häresieprozesses gegen Meister Eckhart sehen müssen.

Vorbehalte und Widerstände gegen die Verbreitung lateinisch-klerikalen Wissens unter den Laien hat es im Mittelalter und übers Mittelalter hinaus viele gegeben.<sup>15</sup> Unter den verschiedenen Gründen war die Furcht vor Häre-

<sup>14</sup> Kurt RUH, *Mystische Spekulation in Reimversen des 14. Jahrhunderts*, in: ders., *Kleine Schriften*, Bd. II, Berlin/New York 1984, 184–211 (zuerst 1973).

<sup>15</sup> Klaus SCHREINER, *Laienbildung als Herausforderung für Kirche und Gesellschaft. Religiöse Vorbehalte und soziale Widerstände gegen die Verbreitung von Wissen im*

sien sicher der wichtigste. *Ex verbis inordinate prolatis incurritur haeresis* – diesen Satz des Hieronymus hatte Thomas von Aquin im Zusammenhang seiner Trinitätsdarstellung zitiert.<sup>16</sup> Die kühnen Versuche einer deutschsprachigen Mystik und Scholastik, die das 14. Jahrhundert hervorgebracht hatte, haben offenbar zu einem Nachdenken über notwendige und sinnvolle Beschränkungen geführt. Deutsche Bibeln<sup>17</sup> oder deutsche theologische Schriften generell zu verbieten, wie es manche forderten, war gegen Ende des 14. Jahrhunderts nicht mehr angängig. Vielleicht als erster hat Gerard Zerbolt von Zutphen († 1398) in seinem Traktat *De libris teutonicilibus* mit explizitem Bezug auf Meister Eckhart die Grenzziehung formuliert, die sich dann in der Praxis weitgehend durchgesetzt hat:

*laycis expedit et non est prohibitum sed est eis a sanctis consultum, legere et audire legi libros in vulgari editos vel ad ipsum translatos, dummodo doctrinam subtilem et altam non contineant et ab ecclesiastica doctrina veritate sensus et modo locucionis non discordent.*<sup>18</sup>

(Den Laien ist es nützlich und nicht verboten, sondern von den Heiligen angeraten, Bücher, die in der Volkssprache verfaßt oder in sie übersetzt sind, zu lesen oder vorlesen zu hören, wenn diese keine spezielle und hohe Lehre enthalten und von der kirchlichen Lehre weder in der Wahrheit des Sinns noch in der Art des Redens abweichen.)

späten Mittelalter und in der Reformation, in: Zs. f. hist. Forschung 11 (1984), 257–354.

<sup>16</sup> Thomas Aquinas, *Summa theologiae* I, q. 31, a. 2 c. Vgl. auch Kurt RUH, Die trinitarische Spekulation in deutscher Mystik und Scholastik, in: ders., *Kleine Schriften II* (wie Anm. 14), 14–45, dort 15 (zuerst 1953).

<sup>17</sup> Übersetzungen der Bibel setzen im 14. Jahrhundert breit ein. Besonders aufschlußreich ist der Fall des Österreichischen Bibelübersetzers, der sich verteidigen mußte, weil er als ungeweihter Laie ohne Hochschulstudium sich ans Übersetzen der Heiligen Schrift gemacht hatte; vgl. Freimut LÖSER/Christine STÖLLINGER-LÖSER, Verteidigung der Laienbibel. Zwei programmatische Vorreden des österreichischen Bibelübersetzers der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: *Überlieferungsgeschichtliche Editionen und Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters*. Fs Kurt Ruh. Hg. v. Konrad Kunze u. a., Tübingen 1989, 245–313; Freimut LÖSER, Deutsche Bibelübersetzungen im 14. Jahrhundert. Zwölf Fragen, in: *Jb. der Oswald v. Wolkenstein Ges.* 12 (2000), 311–323, zum Laienstatus bes. 313.

<sup>18</sup> Zitat nach der Ausgabe von A. HYMA, in: *Nederlandsch Archief voor Kerkgeschiedenis* NS 17 (1924), 42–70, hier 47; Neuausgabe durch Volker HONEMANN in Vorbereitung. Vgl. auch Nikolaus STAUBACH, Gerhard Zerbolt von Zutphen und die Apologie der Laienlektüre in der *Devotio moderna*, in: *Laienlektüre und Buchmarkt im späten Mittelalter*. Hg. v. Thomas Kock/Rita Schlusemann, Frankfurt a. M. 1997, 221–289. Sehr ähnlich ist die Position Gottschalk Hollens im 15. Jahrhundert, vgl. SCHREINER, *Gebildete Analphabeten* (wie Anm. 15), 293f.

Gerard Zerbolt war ein Vertreter der *Devotio moderna* und teilt mit deren Gründungspersönlichkeit Geert Groote die Verbindung von hoher wissenschaftlicher Bildung und kritischer Distanz zum scholastischen Wissenschaftsbetrieb der Universitäten. Aber auch außerhalb der von den Niederlanden ausgehenden *Devotio moderna* setzte sich diese Haltung durch. Innerhalb der Theologie gewann im 15. Jahrhundert eine Frömmigkeitstheologie, die an die alte monastische Theologie anknüpfen konnte, wieder an Bedeutung, und sie wurde für die Laienunterweisung wichtiger als die scholastische Wissenschaft. Im Südwesten des deutschen Sprachgebiets sorgte die Wiener Übersetzerschule für ein breites Angebot theologisch fundierter geistlicher Schriften, die die Laien innerhalb und außerhalb der Klostermauern ansprachen und, gefördert durch die Klosterreformbemühungen, besonders durch die Melker Reform, große Verbreitung fanden. Eine *doctrina subtilis et alta* und ein verwirrender *modus locucionis* ist in diesen Schriften kaum zu finden.

## II.

Vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung eines deutschsprachigen Wissenschaftstums, aus der ich nur einige wenige Linien hervorheben konnte, ist nun zu sehen, was volkssprachliche Dichter aus laikaler Perspektive über Wissen und Wissenschaft geäußert haben. Daß es nicht immer nur ein Gefälle von den *litterati* zu den *illitterati* gab, zeigt schon die Tatsache, daß immer wieder auch deutschsprachige Texte ins Lateinische übersetzt worden sind. Nun zielte die laikale Literaturtradition viel weniger auf Wissensvermittlung als auf Bewußtseinsbildung mit spezifisch literarischen Mitteln. Gerade darum aber finden sich in ihr Zeugnisse, die für den Stellenwert von Wissen und Wissenschaft im Bewußtsein von Laien besonders aufschlußreich sind. Von einem der frühesten und bedeutendsten Vertreter dieser Tradition, Wolfram von Eschenbach, war schon die Rede. An ihn knüpfen einige Texte der Gattungstradition an, auf die ich mich jetzt konzentrieren will, weil sie für meine Fragestellung ergiebiger ist als andere Traditionen: Sangspruchdichtung und früher Meistergesang.<sup>19</sup>

<sup>19</sup> Eine knappe Gattungsgeschichte in: *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts* [im folgenden RSM], Bd. 1, Tübingen 1994, 1–7. Die weiteren Zitate aus RSM beziehen sich auf Bd. 3–5, Katalog der Texte. Älterer Teil, bearbeitet v. Frieder SCHANZE u. Burghart WACHINGER, Tübingen 1986–1991. Zu den hier angesprochenen Themen vgl. demnächst die Dissertation von Dietlind GADE, *Kosmologie und Schöpfungsglaube in der meisterlichen Liedkunst*.

Seit dem 12. Jahrhundert wird uns der Typus des fahrenden Berufsdichters deutscher Sprache greifbar, vor allem als Sangspruchdichter, der *guot umbe êre* nimmt, d. h. von Fürsten und adligen Herren Gaben empfängt für die Ehre, die er dem Hof und dem Herren durch sein Singen erweist, direkt durch Lob und indirekt durch seinen Vortrag geistlicher und moralischer Dichtungen. Walther von der Vogelweide, Wolframs Zeitgenosse, ist der berühmteste Vertreter dieses Typus, freilich greift er thematisch weiter aus und zeigt ein anders fundiertes Selbstbewußtsein als die meisten anderen Sangspruchdichter. Seit dem 13. Jahrhundert reflektieren nun diese *meister*, wie sie in Analogie zu den *magistri* oft genannt werden, gern ihre Kunst und ihre soziale Situation. Als Fahrende ohne feste Bindung an einen Herrn sind sie rechtlich schutzlos und werden leicht mit anderem fahrenden Volk, mit den moralisch anrühlichen Gauklern, Fiedlern, Bärenführern und Tänzern in einen Topf geworfen. Deshalb versuchen sie immer wieder, sich von diesen *künstelösen* abzusetzen. *Künstelôs* heißt „ohne *artes*-Bildung“, also *illitteratus*. Sind diese *meister* also selbst *litterati*? Ein wenig Schulbildung dürften die meisten gehabt haben; aber der Fall des Marner, der lateinisch ebenso wie deutsch dichten konnte, wurde doch als Ausnahme wahrgenommen, und allzu lautes Pochen auf eigene *kunst* wurde von den lieben Kollegen sehr mißbilligend kommentiert. Aus dieser fluktuierenden Zwischenschicht der volkssprachlichen Sangesmeister, die nicht *künstelôs* sein wollten und doch meist keine echten *litterati* waren und die in jedem Fall für Laien dichteten, will ich hier einige wenige Beispiele vorführen, die die Ambivalenz in der Einstellung der Laien zu Wissen und Wissenschaft beleuchten können.

Im sogenannten *Wartburgkrieg* aus dem 13. Jahrhundert werden verschiedene Dichtewettkämpfe inszeniert, die zugleich verschiedene Aspekte des *kunst*-Bewußtseins dieser *meister* reflektieren. Für unser Thema am wichtigsten ist die wohl älteste Partie, das sogenannte *Rätselspiel*,<sup>20</sup> ein fiktiver Wettstreit zwischen Wolfram von Eschenbach und einer aus seinem *Parzival* herauspräparierten Figur, dem gelehrten *meisterpfaffen* Klingsor. Klingsor stellt geistliche Rätselaufgaben, aber Wolfram, der Laie, vermag sie alle richtig zu deuten. Klingsor ist darüber erbittert und will herausbekommen, ob Wolfram nicht doch studiert habe. Durch Beschwörung zitiert er den Teufel Nasion aus Toledo herbei und schickt ihn nachts zu Wolfram. Die astronomischen Fragen nach den Himmelsbewegungen kann Wolfram nicht beantworten, und er will derartiges auch gar nicht wissen:

<sup>20</sup> RSM <sup>1</sup>Wartb/2/1, wohl noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts.

18,5            *Ich enruoch, waz ôsten, westen stât,  
wie iegelich stern nâch sînem zîrkel sunder gât.  
der si geschuof, der hât ir ganc vereinet.*

(Ich will nicht wissen, was im Osten und Westen steht oder wie jeder Stern nach seiner eigenen Kreisbahn geht. Der sie geschaffen hat, hat ihre Bewegung [in sich?] vereinigt.)<sup>21</sup>

Und er vertreibt den Teufel mit dem Kreuzeszeichen. Was der Teufel als Vertreter des Gelehrtenstolzes triumphierend feststellt – *dû bist ein leige snippen snap* (19,7) –, ist im Sinne des Gedichts ein Triumph des frommen Laien Wolfram, der die Grenzen seines Wissens akzeptiert, aber sich auf dem Feld der geistlichen Dichtung als dem Gelehrten ebenbürtig erwiesen hat. Klingsors Gelehrsamkeit andererseits wird durch die Teufelsbeschwörung in die Nähe der Zauberei gerückt.

Dieser programmatische Anschluß an das betonte, sich seiner andersartigen Möglichkeiten bewußte Laientum des echten Wolfram von Eschenbach war aber offenbar nicht auf die Dauer zu halten, war zumindest nicht die einzige Möglichkeit für deutschsprachige Dichter, mit Wissen und Wissenschaft umzugehen. Unter den Sangspruchmeistern des späteren 13. und des 14. Jahrhunderts setzen viele in beträchtlichem Umfang gelehrtes Wissen als Dekoration in ihre geistlichen und moralischen Strophen ein. Zugleich aber warnen sie einander immer wieder vor Wissensüberheblichkeit und betonen auch noch im Zitieren von Wissenssplintern, daß die Geheimnisse Gottes niemand ergründen könne. Karl STACKMANN hat darum geradezu von einem „frommen Agnostizismus“ der Sangspruchdichter gesprochen.<sup>22</sup>

In diese Dichtungstradition stellt sich nun um die Mitte des 14. Jahrhunderts Heinrich von Mügeln, ein Zeitgenosse also Konrads von Megenberg und der sogenannten ‚Deutschen Scholastik‘. Er ist ein wirklicher *litteratus*, wie immer seine Ausbildung gewesen sein mag; er hat auf hohem formalem und beachtlichem gedanklichem Niveau lateinische und deutsche Werke verfaßt, darunter eine Kaiser Karl IV. gewidmete deutsche Personifikationsdichtung vom Wettstreit der Wissenschaften um den Ehrenplatz in der Krone der Heiligen Jungfrau. Wenn er sich in einem Marienpreis als *wüster lei* bezeichnet, ist das eine Demutsgeste. In anderem Kontext läßt er sehr selbstbewußt wissenschaftliche Fragestellungen und Denkmuster einfließen, um die herkömmliche Sangspruchdichtung zu überbieten. Daß

<sup>21</sup> Der *Wartburgkrieg*. Kritisch hg. v. Tom Albert ROMPELMAN, Amsterdam 1939, *Rätselspiel* 18,5–7.

<sup>22</sup> Karl STACKMANN, *Der Spruchdichter Heinrich von Mügeln. Vorstudien zur Erkenntnis seiner Individualität*, Heidelberg 1958, 144.

Regenbogen, einer der angesehensten Sangesmeister der Generation vor ihm, von der Spitze des Himmels gedichtet hat, zeigt seine Inkompetenz; der Himmel ist rund. Aber auch, was *her Moises* gesagt hat, daß nämlich Gott am Anfang den Himmel gemacht habe, widerspreche der *nature*, d. h. der Naturphilosophie; denn es müßten andere Veränderungen vorausgegangen sein. Nirgendwo sonst finde ich in deutscher Sprache die grundlegenden Konflikte zwischen aristotelischer Naturphilosophie und christlicher Schöpfungslehre so pointiert, ja provozierend vorgebracht. Heinrich von Mügeln weiß freilich auch, wie der Widerspruch durch Begriffsdifferenzierungen aufzulösen ist. Im Gedichtzusammenhang dient das Vorführen des scholastischen Denkinstrumentariums einerseits dazu, den Stellenwert der unerklärbaren Wunder Gottes präziser zu bestimmen, andererseits zu demonstrieren, daß einer, der als Sangspruchdichter vor den Fürsten auftreten will, ein *warer meister* sein muß, wissenschaftlich gebildet, sonst komme er zu Fall wie Ikarus, der nicht genug vom Fliegen verstand.

So hoch hinauf ins Reich der Wissenschaft wie Heinrich von Mügeln ist kein späterer Sangesmeister mehr geflogen. Wie breit das Spektrum der Gattung war, zeigt der *Hort von der Astronomie*, ein langes Lied, das ein anonymen Dichter wohl noch im 14. Jahrhundert in der Tradition des *Wartburgkriegs* verfaßt hat.<sup>23</sup> Es bietet eine Darstellung des Kosmos von den obersten Himmelschören bis zur untersten Hölle einschließlich einer Erdbeschreibung und einer Erklärung, wie die Wunderwesen entstanden sind. Der Wissensstand entspricht in etwa dem des *Lucidarius*,<sup>24</sup> manches scheint allerdings ungenau formuliert oder falsch aufgefaßt zu sein. Inszeniert wird diese Weltkunde jedoch nicht wie im *Lucidarius* als Meister-Schüler-Dialog, sondern als Gespräch Klingsors mit einem Teufel, den er in ein Glas gebannt hat. In seiner Zwangslage darf der Teufel nicht lügen, ja er warnt seinen Bezwinger vor den Gefahren seiner Zauberkünste. Daß er als Teufel den Kosmos und die Himmelschöre so gut kennt, wird damit begründet, daß er beim Sturz der Engel um Lucifer alles hat sehen können.

Ambivalente Faszination durch Wissensfülle im *Hort von der Astronomie* und souveräner Umgang mit scholastischen Denkformen zu poetischen Zwecken bei Heinrich von Mügeln, das ist die Spannweite der Gattung im 14. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert scheint in der Gattungstradition die Intensität der Auseinandersetzung mit den Grenzen menschlichen Wissens

<sup>23</sup> RSM <sup>1</sup>Wartb/2/502.

<sup>24</sup> Einzelnes scheint sogar direkt aus dem *Lucidarius* zu stammen, und eine der fünf *Hort*-Handschriften enthält auch den *Lucidarius*. Zu weiteren Wirkungen des *Lucidarius* im frühen Meisterlied siehe Dietlind GADE, *Hoch in dem lufft wirt vns erzögt ir wunder*. Eine versifizierte *Lucidarius*-Passage in Regenbogens Langem Ton, in: PBB 123 (2001) [im Druck].

und dem Faszinosum Wissenschaft nicht mehr so intensiv gewesen zu sein – eine Reaktion auf die breitere Verfügbarkeit laienrechtlicher Wissensliteratur? Doch klingt das Thema bei den meist anonymen Meisterlieddichtern immer mal wieder an. Ein Sonderfall ist Michel Beheim, einer der letzten, die das Dichten und Singen an Fürstenhöfen zu ihrem Beruf machten. Er hat in großem Umfang Prosatexte der neuen laienrechtlichen Glaubens- und Wissensliteratur in Liedern versifiziert und damit zwar jedes Häresierisiko vermieden, aber auch den Anspruch auf eine eigene Stimme und Sehweise des Laiendichters weitgehend aufgegeben.<sup>25</sup> Erledigt war die Problematik freilich nicht. Die Dichtungstradition der Sangesmeister etablierte sich unter ganz anderen sozialen Bedingungen neu als feiertäglicher Meistergesang von Stadtbürgern, meist Handwerkern, und auch hier konnte die Spannung zwischen der Faszination durch hohe wissenschaftlich-theologische Problemstellungen und den Mahnungen zur intellektuellen Bescheidung für Aufregung sorgen.

Das zeigt ein Streit zwischen zwei Nürnberger Meistersängern gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die Meistersänger insgesamt stellten sich ja in die Tradition der älteren volkssprachlichen Berufsdichter und ihres Meisterschaftsanspruchs. Aber sie waren Stadtbürger, in der Regel Handwerker, die das Dichten in ihrer Freizeit betrieben. In der Nürnberger Meistersinger-Gesellschaft des späten 15. Jahrhunderts, der ersten solchen Gesellschaft, die wir greifen können, scheint nun der Kunstanspruch auch durch Bezug auf dogmatische Spezialfragen gestützt worden zu sein.<sup>26</sup> Vor allem der Nagelschmied Fritz Zorn hatte sich auf recht spezielle Fragen des Verhältnisses der drei göttlichen Personen und der zwei Naturen Christi kapriziert und eine Reihe von Liedern über solche Themen gedichtet.<sup>27</sup> Nun hatte der Wundarzt und Kleindrucker Hans Folz ein dreistrophiges Meisterlied verfaßt, in dem er formuliert hatte, daß *die gotheite an nam die menscheit*. Dagegen scheint Fritz Zorn, sei es in einer Diskussion, sei es in einem Lied, Einspruch erhoben zu haben: *gotheit* bezeichne alle drei Personen der Tri-

<sup>25</sup> RSM <sup>1</sup>Beh/1-<sup>1</sup>Beh/502, Vgl. Burghart WACHINGER, Michel Beheim. Prosabuchquellen – Liedvortrag – Buchüberlieferung, in: Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Hg. v. Volker Honemann u. a., Tübingen 1979, 37–74. Zu Ansätzen einer Fundierung der Künstlerrolle auf der Tradition der Wolframrolle siehe Friederike NIEMEYER, *Ich, Michel Pehn*. Zum Kunst- und Rollenverständnis des meisterlichen Berufsdichters Michel Beheim, Frankfurt a. M. 2001, 182–191.

<sup>26</sup> Vgl. etwa die Kommentare zu den einschlägigen Themen bei Eva KLESATSCHKE, Lienhard Nunnenbeck: Die Meisterlieder und der Spruch. Edition und Untersuchung, Göttingen 1984.

<sup>27</sup> RSM <sup>1</sup>Zorn/1/1-<sup>1</sup>Zorn/5/1. Die bislang nicht edierten Lieder bedürften einer gründlichen Untersuchung, die auch nach möglichen Prosaquellen zu suchen hätte.



nität, aber nur der Sohn sei Mensch geworden. Folz fügt daraufhin den drei Strophen seines Liedes noch sechs weitere an.<sup>28</sup> Ein Doktor der Theologie und Prälat habe von dem Streit gehört und die Auffassung Zorns als irrig erklärt. Die Argumentation ist so, wie Folz sie wiedergibt, kaum verständlich, erst der Vergleich mit der lateinischen Tradition, auf der sie fußt, macht alles klar: Die Menschwerdung ist Werk der ganzen Trinität, auch wenn nur der Sohn Mensch wurde.<sup>29</sup> Aber Folz kann es doch nicht lassen, auch einen wissenschaftlichen Terminus einfließen zu lassen: *ez zimpt nit ... in Got pringen zufelle, die im nie wurden kunt*, „es gehört sich nicht, Gott Akzidentien zuzusprechen, die er nie gekannt hat“.<sup>30</sup> Nachdem er so seine dogmatische Korrektheit mit gelehrter Hilfe dargetan hat, nimmt Folz in der letzten Strophe des Liedes die Problematik eines solchen dogmatischen Streits unter Handwerkern aufs Korn, wobei er gewiß auch an Zorns generelle Vorliebe für dogmatische Spitzfindigkeiten denkt:

195 *Die sach hie zu beschlissen,  
So nymet wunder mich  
Und pringt deglich verdrissen  
Den weisen sicherlich  
Von wannen das her kome  
Das sich die rohen pauren  
So tiff mit der drifalld  
200 Bekumern dag und nacht,  
Die an zweifel nit palde  
Ir selber nemen acht,  
Dan das hofart und rume  
Sie plent die selben knauren.  
205 Nun muß gelernet werden  
Ein yde kunst auff erden  
Ye pas von tag zu tag,  
Vor auß die heilig schriftte,  
Die alle kunst fur driffte  
210 Und nymant grunden mag.  
Der will ein yder affe  
Nun ganczer doctor sein,  
Man pit im oder schaffe,  
So weiß erz allz alleyn.*

<sup>28</sup> Mit dieser Darstellung des Vorgangs korrigiere ich unsere Auffassung in: RSM<sup>1</sup>Folz/53.

<sup>29</sup> Zur theologischen Deutung vgl. Peter KERN, Trinität – Maria – Inkarnation, Berlin 1971, 164–174.

<sup>30</sup> Die Meisterlieder des Hans Folz. Hg. v. August L. MAYER, Berlin 1908, Nr. 53, 189–192.

215

*Jo, wer ich neur kein stume,  
Ich dorst ins sagen rein!*

(Um die Sache hier abzuschließen, so erstaunt es mich und macht den Weisen gewiß täglich Verdruß, woher das kommt, daß sich die rohen Bauern Tag und Nacht so tief mit der Dreifaltigkeit plagen, sie, die zweifellos auf sich selbst nicht so sehr achten, weil Hoffart und Prahlerei diese Klötze blendet. Es muß nun mal auf Erden jede Kunst von Tag zu Tag gelernt werden, ganz besonders aber die Heilige Schrift, die alle Künste und Wissenschaften übertrifft und die niemand ganz ergründen kann. In der will nun ein jeder Affe ein vollkommener Doktor sein. Man mag ihn bitten oder es ihm befehlen, er weiß es alles allein. Ach, wäre ich nur nicht so zungenlahm, ich wollte es diesen Leuten schon sauber beibringen.)

Eine Generation später schloß sich der Nürnberger Meistersang unter Führung von Hans Sachs der Reformation an – mit tiefgreifenden Folgen für Themenwahl und Selbstbewußtsein dieser Laiendichter.

Die Reformation wäre ohne das spätmittelalterliche Glaubens- und Wissenschaftstum für Laien und ohne das wache Interesse vieler Laien für Fragen der Wissenschaften, besonders der Theologie, so nicht möglich gewesen, wie sie stattgefunden hat. Die Lehre vom allgemeinen Priestertum und die Propagierung der Bibel fürs christliche Haus waren in gewisser Hinsicht eine Erfüllung von Forderungen und Tendenzen, die sich seit langem angebahnt hatten. Aber die Spannung zwischen Gelehrten und Laien, zwischen wissenschaftsinternen Diskursen und den Interessen der weniger Gebildeten, war damit nur ein wenig verlagert, nicht gelöst. Diese Spannung formiert sich historisch immer wieder neu, ist aber nicht aufzulösen. Mit ihr vernünftig umzugehen, ist eine Aufgabe geblieben bis heute.<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Dietlind Gade, Anna Mühlherr und Nicola Zotz danke ich für klärende Gespräche.